

Partizipation – wir gestalten die soziale Stadt
Sozialpolitischer Diskurs in der Landeshauptstadt München

WORKSHOP 8: Sozialraumorientierung

**Am Montag, 20. Dezember 2004,
im Stadtmuseum München**

VORWORT

„**Alter Wein in neuen Schläuchen**“ – nimmt die Diskussion um die Sozialraumorientierung der sozialen Arbeit in München lediglich die Themen aus der fast schon in Vergessenheit geratenen „Gemeinwesenarbeit“ wieder auf oder sind neue Inhalte, Ausrichtungen, Prioritätensetzungen etc. damit verbunden? Der Sozialpolitische Diskurs hat dazu einen Protagonisten der Gemeinwesenarbeit – Prof. Dr. Wolfgang Hinte – eingeladen, seine Sicht zur aktuellen Diskussion von Sozialraumorientierung vorzustellen. Der Saal des Stadtmuseums war aus diesem Anlass mit etwa 150 Gästen gefüllt. Das Thema hatte also das Interesse der Münchner Sozialarbeit getroffen, und die Veranstalter/innen haben ihr Ziel erreicht, die Diskussion auf einer verbreiterten Basis in Bewegung zu bringen.

Franz Lindinger

Der Workshop Sozialraumorientierung fand im Rahmen des Sozialpolitischen Diskurses statt. Vorbereitet wurde er von Franz Lindinger, Karin Majewski und Jutta Döring.

VeranstalterInnen: Geschäftsführung der Caritas-Zentren München Stadt/Land, Münchner Trichter, Katholische Jugendfürsorge, Sozialdienst Katholische Frauen, Katholische Stiftungsfachhochschule München, IN VIA Katholische Mädchensozialarbeit.

UnterstützerInnen: Fachforum Freizeitstätten, Innere Mission München, Kreisjugendring München-Stadt, Paritätischer Wohlfahrtsverband.

Dank geht an die ModeratorInnen, ReferentInnen, OrganisatorInnen und an alle TeilnehmerInnen.

Die vorliegende Dokumentation stellt das von Wolfgang Hinte gehaltene Referat zur Verfügung. Auf eine Verschriftlichung der Diskussionsbeiträge wurde diesmal verzichtet.

Das Referat wurde von Wolfgang Hinte zur Verfügung gestellt und wird von ihm verantwortet.
Redaktionelle Bearbeitung und Gestaltung: Martina S. Ortner

„Entlang den Interessen der Wohnbevölkerung“ – zur Erinnerung an die Radikalität eines Konzepts

Ein Gemeinwesenarbeit-Projekt Anfang der 70er Jahre im Ruhrgebiet. Wir (eine Gruppe von Gemeinwesenarbeitern) lernen dort Willi Kloos kennen. 13 Jahre, ziemlich kräftig, für sein Alter geradezu ein Riese, pflegt eine Sprache zwischen Revolverheld und James Bond, mimt gerne den starken Mann und ist eine herzensgute Seele. Er ist Mitglied einer Mieterinitiative, die sich für die Sanierung heruntergekommener Wohnungen aus den 50er Jahren einsetzt. Willi setzt sich gerne mit Erwachsenen an einen Tisch, vielleicht auch deshalb, weil er selbst kaum gleichaltrige Freunde hat. Er gibt sich immer etwas großspurig, raucht gelegentlich (heimlich), passt sich dem Erwachsenenjargon an, zeigt sich insbesondere jüngeren Kindern gegenüber äußerst fürsorglich und fungiert beim sommerlichen Stadtteilstadtteilfest mit beachtlicher Übersicht als gerechter Preiseverteiler beim Dosenwerfen. Beim anschließenden Kampftrinken ist er in der Regel sturzbesoffen und prahlt anderntags mit der Menge der geköpften Bierflaschen. Außerdem bietet er uns Gemeinwesenarbeitern seine Hilfestellung in allen möglichen praktischen Lebenssituationen an, was dazu führt, dass er mir bei meinem Umzug unzählige Kisten und Schränke zwei Stockwerke runter und vier Stockwerke rauf schleppt. Willi ist im Umgang mit uns absolut pünktlich, zuverlässig, manchmal ein bisschen aufdringlich, für ein

offenes Wort („Willi, mach jetzt keinen Scheiß!“) allerdings immer aufgeschlossen. Wir kennen Willi ein knappes Jahr lang, als wir erfahren, dass er vom Jugendamt betreut wird und seine Mutter Sozialhilfe bezieht. Diese hat, nicht nur wegen ihm, sondern auch wegen ihrer anderen vier Kinder, das Jugendamt zu Hilfe geholt, weil ihr „das alles“ über den Kopf wächst. Bezogen auf Willi heißt das: Er hat seinem Lehrer Schläge angedroht, ist bereits zweimal sitzen geblieben, wird wohl kein Hauptschulabschluss kriegen, ist schon mal beim Autofahren ohne Führerschein erwischt worden, kommt abends bzw. nachts gelegentlich ziemlich spät nach Hause, und lässt sich von seiner Mutter nichts sagen, falls er überhaupt mit ihr redet. Im Gespräch mit dem Jugendamts-Sozialarbeiter erfahren wir: Willi sei ein klassischer Leistungsverweigerer, latent aggressiv, hochgradig kriminalitätsgefährdet, viel zu kräftig für sein Alter, geistig retardiert, nahezu verwahrlost und jetzt schon gemeingefährlich (im übrigen sei die Mutter erziehungsschwach!). Da bleibt uns die Spucke weg: So was hätten wir von unserem Willi nie gedacht. Ab und an, speziell im Sommer, kam Willi gar nicht nach Hause. Er schlief dann einfach irgendwo draußen, auf einem Feld, in einer windgeschützten Ecke, auf einem Hinterhof oder wo auch immer. Wir fanden das irgendwie spannend, weil wir uns

das nicht trauten, wir hatten Angst, es würde regnen oder wir würden uns wertvolle Körperteile erkälten, aber für Willi war das normal. Die Mutter hingegen ging fest davon aus, dass Willi in diesen Nächten kriminelle Taten vollbrachte, und der Sozialarbeiter meinte ohnehin, dass Kinder nachts ins familiäre Bett gehören und alles andere allenfalls unter erlebnispädagogischer Aufsicht statthaft sei. Nachdem uns das Jugendamt deutlich auf diese Tatbestände hingewiesen hat, beschließen wir, diese Institution und ihren Vertreter nicht weiter ernst zu nehmen. Willi scheint uns zwar etwas merkwürdig, ansonsten allenfalls so gestört wie sein Sozialarbeiter, und wir wollen ihn künftig vor der fürsorglichen Belagerung des Jugendamtes schützen. Wir nutzen unsere Sozialraumkenntnisse mit folgendem Ergebnis: Willi erhält (ohne Hauptschulabschluss) durch seine und unsere Kontakte eine Aushilfsstelle als ungelernter Hilfsarbeiter bei einer lokalen Baufirma (die regelmäßig unser Stadtteilstift sponserte), macht dort einen guten Eindruck wegen seines enormen Arbeitspensums und aufgrund seiner Kollegialität, erhält danach einen Dauerjob als Hilfsarbeiter im Bau, findet drei Jahre später ein (nach unseren Kriterien recht quirliches) Mädchen, das ihn heiratet und auf das er mit seiner großkotzig-beruhigenden Art einen unheimlich beruhigenden Einfluss hat. Irgendwo im Ruhrgebiet finden sie eine preiswerte Wohnung, streiten sich bis heute gelegentlich, betrinken sich ab und an, lieben sich, freuen sich und ärgern sich über die Nachbarn. Heute würden wir sagen: Wir haben

Willi bewahrt vor Intelligenztests in der Erziehungsberatung, einer drohenden Heimeinweisung, vor systematischer Hausaufgabenhilfe, vor Mediationsgesprächen mit seiner Lehrerin, seelsorgerischen Hinweisen des Sozialarbeiters, Erlebnispädagogik im Schwarzwald, Citybound in Dortmund und Auswegberatung im Sozialamt. Familie und Institutionen taten sich damals schwer: Die Lehrerin fand nie Zugang zu seinem demonstrativ-protzenden Verhalten, der Sozialarbeiter war erschreckt ob der Körperkraft und sah ihn als „Fall“, die Mutter hatte genug mit sich selbst und den anderen Kindern zutun und wollte Willi am liebsten los werden, und das größte Problem für alle Beteiligten schien zu sein, Willi irgendwie intelligenter machen zu müssen und zu einem Hauptschulabschluss zu bringen. Interessante Randnotiz: Bei unseren Gesprächen mit dem Sozialarbeiter wirkte der Kollege so, als sei er in einem Aktenkoffer zur Welt gekommen, und zwar in einem Aktenkoffer mit eingebauter Sonnenbank. Blasiert, besserwisserisch, bürgerliche Normalität pflegend und voll auf den Amtsbonus setzend. Ein für uns abschreckender Typ – nach heutigen Maßstäben der perfekte Teilnehmer einer Nachmittags-Talkshow bei RTL. Spannend war dann indes eine Begegnung mit diesem vermeintlichen Bürokraten bei einem Konzert in einem damals selbstverwalteten Kulturzentrum: Plötzlich wirkte der Kollege richtig menschlich, flippte bei der Musik sympathisch lebendig aus und prostete uns dauernd mit seinem Weinglas zu, weil er sich freute, auf nette Bekannte zu treffen. Und wir

fanden ihn gar nicht mehr unnahbar oder arrogant sondern durchaus sympathisch und locker. Rückblickend gesagt: Wir haben Willi nicht aktiviert (er war einfach aktiv), wir haben ihn nicht beteiligt (er hat sich einfach selbst beteiligt), und wir haben auch keine Lernprozesse organisiert (Willi hat jedoch mit uns eine Menge gelernt). Aber wir hatten gute Kontakte im Gemeinwesen, haben Willi gelegentlich die Meinung gesagt, und – ganz wichtig! – wir respektierten Willis Ausdrucksweise und Lebensstil und waren beeindruckt von seinen Stärken.

GWA – Grundlagen und Irrwege

Die Unterstützungsleistungen für Willi's gesellschaftliche Integration waren damals eher ein Nebenprodukt unserer GWA. Im Zentrum stand dort eher die Organisation von Bürgeraktivität für die Sanierung von Wohnungen, für eine bessere Verkehrsbindung oder für den Bau eines Jugendzentrums. Gleichsam am Rande ergaben sich Geschichten wie die zuvor erzählte, die indessen in dieser Form schwerlich denkbar waren ohne unsere radikale Akzeptanz der Eigenarten von Menschen und ihres Milieus. Für die Gemeinwesenarbeiter/innen in den siebziger Jahren waren Radikalität und Anstößigkeit von Theorie und Praxis eines fortschrittlichen GWA-Konzepts absolut selbstverständlich. Vieles war ja auch gezielt darauf angelegt, Bestehendes in Frage zu stellen, Widerspruch herauszufordern, zu skan-

dalisieren oder aufzuklären. Insofern erstaunte es nicht, wenn etwa Aktivierungsprozesse seitens Politik und Verwaltung als Aufwiegelei gebranntmarkt, Forderungen nach Beteiligung mit dem Hinweis auf die angebliche Inkompetenz der Betroffenen zurückgewiesen wurden oder der Verzicht auf pädagogische Besserwisserei bis hin zur „Abschaffung der Erziehung“ kurzerhand als terroristischer Anschlag auf abendländische Traditionen undefiniert oder zumindest in den Bereich von Illusion und Vision verwiesen wurde. Die Schärfe der Reaktionen des Establishments war für uns ein Gradmesser für die Radikalität des Konzepts.

Auch heute noch sind bewährte gemeinwesenarbeitsliche Prinzipien wie etwa der konsequente Ansatz an den Interessen und dem Willen der Wohnbevölkerung, der Vorrang aktivierender und auf Selbsthilfe setzender Arbeit vor Betreuungsangeboten, der systematische Einbezug personeller und sozialräumlicher Ressourcen bei der Gestaltung von Wohnquartieren sowie der zielgruppen- und bereichsübergreifende Ansatz zur Bildung professioneller und lebensweltlicher Netzwerke organische „Pfund“, derer man sich aus der fachlichen Tradition der Sozialarbeit bedienen kann und die nicht zum zigsten Male neu erfunden werden müssen.

Nicht sonderlich überraschend, aber doch bemerkenswert scheint mir der Prozess zu sein, in dessen Verlauf fundamentale gemeinwesenarbeitsliche Konzeptbestandteile in die Fachdiskussion sozialer Arbeit wie auch in das bürokratische Handeln der

Fachkräfte Eingang fanden und dabei durch verschiedene Mechanismen ihrer Brisanz beraubt wurden (Richard Hauser würde sagen: sie wurden untermauert, übermauert und zugemauert): etwa durch inflationären Gebrauch, sprachliche Verformung, Umdefinition des Bedeutungsgehaltes oder durch kontextuelle Überformung. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Umgang mit der GWA seitens der Jugendhilfe. GWA wirkte für die Jugendhilfe der 70er Jahre wie ein Schnellball in der Hölle – allenfalls recht niedlich und nur von äußerst begrenzter Ausstrahlung. In den 80er und 90er Jahren wurde sie behandelt wie ein außerehelich gezeugtes, eher ungeliebtes Kind, das man am liebsten dauerhaft stationär untergebracht hätte, um es sich vom Leibe zu halten. Doch seit Ende der 90er Jahre wird aus dem störrischen Kind, das man jahrelang gemieden hatte, gleichsam per fachlicher Rückführung ein vollwertiges Familienmitglied, das man in den Jugendhilfe-Schoß aufnehmen will, als sei man immer schon ein Herz und eine Seele gewesen. Gelinde gesagt ist das ein geschichtsloses und eher oberflächliches Vorgehen. „Neues erscheint häufig jenen als neu, die sich kein historisches Gedächtnis aneignen konnten und die deshalb Schwierigkeiten haben, in Jahrzehnten zu denken statt in Etatjahren.“ – soweit C.W. Müller (2000, S. 18), das Langzeitgedächtnis der Sozialpädagogik. Lebensweltorientierung, Ressourcenarbeit, Case-Management und Empowerment sind zeitgenössische Trend-Begrifflichkeiten, „die unschwer in die Tradition etablierter Ge-

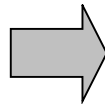
meinwesenarbeit einzuordnen sind.“ (ebd.). Wenn heute einige Technokraten und Juristen daher kommen und „Sozialraumorientierung“ kurzerhand auf Sozialraumbudgets reduzieren (etwa Münder 2001), so outen sie sich damit als partiell ahnungslos und einem ordentlichen Literaturstudium eher abgeneigt.

Doch auch auf Seiten der GWA gab es Verirrungen, die von dem Kern des Konzepts ablenkten. Angesichts spärlicher Praxiserfolge und zahlreicher unterfinanzierter Projekte folgte man allzu unbedacht aktuellen Modetrends, die Beachtung versprachen. Doch wer GWA vornehmlich in einem funktionalen Zusammenhang mit jeweils aktuell auftretenden Herausforderungen oder vermeintlich dauerhaft virulenten Fragestellungen sieht – etwa GWA als Drogenprävention, GWA gegen Gewalt gegen Frauen, GWA und lokale Ökonomie, GWA gegen Rassismus usw. –, der bzw. die trägt ebenso zur Verwässerung des Konzepts bei wie so mancher Jugendhilfe-Akteur. Aber so ist das eben: Angesichts unscharfer Begrifflichkeiten, schlecht dokumentierter Fachdiskussion und äußerst heterogener Praxis mutierte GWA zu einer beliebig verwendbaren Worthülse, die immer dann herausgekramt wird, wenn man sich fortschrittlich, links oder zumindest auf der Höhe der Zeit verorten will. Die Publikation, in der dieser Beitrag erscheint, ist – so fürchte ich – ein beredtes Beispiel für die Kraut- und Rüben-Szene, die sich auf schlichtem Niveau der Vokabel „GWA“ bedient und die eigene (gelegentlich durchaus respektable) Praxis oder die (gelegentlich durchaus inte-

ressanten) Überlegungen durch einen locker hingeworfenen GWA-Bezug adeln will. Ich warte auf: GWA gegen Waldbrände, GWA und Gesundheitsreform, GWA gegen Kinderpornos und GWA für sichere Renten. Dabei ist GWA derzeit wieder voller Engagement unterwegs auf dem Marsch ins Getto. Nur wenige Akteure aus der GWA sind bereit, sich etwa in kompliziertere Zusammenhänge der Jugendhilfe hineinzudenken, kaum jemand beschäftigt sich mit komplexeren Steuerungsfragen etwa im Quartiermanagement, juristische Grundlagen aus der Sozialhilfe werden seitens der GWA kaum rezipiert, und das KJHG wird nur insofern wahrgenommen, als dass dort etwas drinsteht, das mit dem Lebensumfeld zu tun hat: zwar kein Hinweis auf GWA, aber gern von schlichteren GWA-Leuten entsprechend interpretiert. Ein Hinweis dafür, wie man sich – wie so oft im Verlauf der letzten 30 Jahre – unter Ausblendung der in der Tat etwas komplizierteren Restwelt ins eigene Nest zurückzieht, in dem man zwar auch keine Wärme findet, sich aber zumindest die Mühe der Auseinandersetzung mit anderen Systemen erspart.

Dabei ist das Programm der „alten“ GWA weiterhin nicht nur aktuell, sondern auch brauchbar als fundamentale Analyse und Kritik modernistischer Erscheinungsformen von scheinbar fortschrittlichen Programmen mit gelegentlich doch ziemlich konservativem Inhalt. Ich will dies verdeutlichen anhand von drei Begriffen, die derzeit in Theorie und Praxis häufig recht unbedarft und wie selbstverständlich im Kontext einer moder-

nen sozialen Arbeit genutzt werden und – heute wie damals – gelegentlich dazu beitragen, patriarchale, Betroffenen feindliche und lebensweltferne Strukturen, Verfahren und Haltungen zu verschleiern. Es geht um die Begriffe Aktivierung, Beteiligung und Lernen.



1. Aktivierung

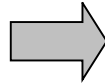
„Gemeinwesenarbeit sieht ihren zentralen Aspekt in der Aktivierung der Menschen in ihrer Lebenswelt.“ (Oelschlägel 2001a, S. 101). In der Gemeinwesenarbeit war und ist die „aktivierende Befragung“ (Hinte/Karas 1989) eine Verfahrensweise erster Wahl, wenn man sich in ein Wohnquartier begibt und dort nach Themen sucht, die mit Betroffenheit, Ärger, Neugier oder anderen Emotionen belegt sind. Denn um solche Themen herum – so die Erfahrung aus der GWA – sind Menschen aktiv: Sie regen sich auf, sie reden darüber, sie beschweren sich oder sie unternehmen etwas. Um solche Themen herum organisiert Gemeinwesenarbeit vorhandene Aktivitätsbereitschaft – der große Organizer S.D. Alinsky hat für die Schlagkraft solcher Organisationen Maßstäbe gesetzt. GWA hat also immer nach bereits vorhandener Aktivität gesucht – und insofern müsste die „aktivierende Befragung“ besser „aktivitätserkundende Erfragung“ heißen. Klar war immer, dass es nicht um pädagogische Tricks geht, um Menschen zu irgend-etwas zu aktivieren, das möglicherweise gar nicht „ihr Ding“ ist, sondern dass nach vor-

handener Aktivitätsbereitschaft geforscht wird, die dann möglichst durchsetzungsstark organisiert wird. Vereinfacht gesagt: Wir motivieren nicht, sondern suchen nach vorhandenen Motiven. GWA geht es also nicht darum, Leute zu etwas zu bringen, das sie nicht wollen, sondern der Zugang besteht darin, herauszufinden, was die Menschen wollen und dann mit ihnen gemeinsam darüber nachzudenken, wie sie selbst möglichst erfolgreich an der Durchsetzung ihrer Interessen arbeiten können. Denn nur, wer selbst mit seinen Möglichkeiten etwas tut, erhält darüber Würde – deshalb tut GWA nichts für die Leute und bedient sie nicht, denn übermäßige wohlfahrtsstaatliche Betreuung wäre geradezu entwürdigend. GWA achtet konsequent die Tatsache, dass Menschen immer schon aktiv sind, und es folglich darum geht, vorhandene Aktivität zu kombinieren mit dem vorhandenen Methodenrepertoire der Fachkräfte.

Doch Aktivierung degeneriert heute einerseits zu banalen Werbefeldzügen, bei denen um Beteiligung geworben oder Menschen irgendein Engagement schmackhaft gemacht wird. Zum anderen wird das Prinzip der aktivierenden Arbeit derzeit auf recht schäbige Art und Weise zurechtgestutzt zu einem Instrument staatlicher Kontrolle. Was wir einst als Kontrapunkt zu „Inszenierungen der Hilfebedürftigkeit in der Sozialen Arbeit“ (Herriger 1997, S. 65) setzten, wird heute kurzerhand zur Ausbeutungsstrategie der ohnehin Benachteiligten umfunktioniert: das untere Drittel dieser Gesellschaft wird unter dem Stichwort „Ressourcenorientierung“

ausgequetscht wie eine Zitrone. Die landauf landab gepredigten Formeln von „fördern und fordern“ oder „aktivierender Hilfe“ werden in einem Kontext missbraucht, der die ursprüngliche Radikalität dieses Prinzips nicht nur weich spült, sondern geradezu konterkariert. „Warum heißt es ... nicht aktiver Sozialstaat, statt aktivierender Sozialstaat?“ (Trube 2003, S. 616). Die aufmerksame, respektvolle Suche nach Ressourcen, Potentialen und Ansätzen von Selbsttätigkeit wird ersetzt durch eine geradezu mafiose Herangehensweise unter der Überschrift: Gefördert wird, nur wer sich fordern lässt. Damit wird unter der Hand wieder das Subjekt-Objekt-Verhältnis eingeführt, bei dem es auf der einen Seite die aktive, fordernde Instanz gibt und auf der anderen Seite den Geforderten, (noch) passiven Menschen, der nur als Behandelte auftaucht: Er „wird“ gefördert, er „wird“ gefordert. Dass man staatliche Leistungen von bestimmten Bedingungen abhängig macht, ist grundsätzlich in Ordnung, und dass es bei Nichterfüllen bestimmter Bedingungen zu Leistungskürzungen kommt, ist nachvollziehbar. Doch beim fachlich-methodischen Handeln geht es um etwas anderes. Sozialarbeiterisch ist es notwendig, aufmerksam danach zu suchen, wo Menschen sich gleichsam schon selbst fordern, wo sie eigene Kräfte besitzen, aktiv sind und Ressourcen aufgebaut haben bzw. weitere Potentiale entwickeln können. Wer sozialarbeiterisch fördern will, muss genau diese Aspekte kleinteilig und präzise herausarbeiten und sie als Grundlage für den professionellen Kontakt nutzen. Genau darin

liegt die Kunst einer aufgeklärten und aufklärenden sozialen Arbeit, nämlich vorhandene sozialstaatliche Förderinstrumente und unter bestimmten Voraussetzungen garantierte Leistungen klug zu kombinieren mit den je individuellen Möglichkeiten der leistungsberechtigten Menschen und ihren individuellen Lebensentwürfen. Es geht also nicht um Aktivierung im Sinne wohlfahrtstaatlicher Erpressung (etwa: „Ich mache Ihnen ein Angebot, das sie nicht ablehnen können.“), sondern um die oft mühsame Suche nach dem Willen und den Interessen der Menschen und der Suche nach Möglichkeiten, diese mit gesetzlich verbrieften Leistungen zu unterstützen. Dabei ist klar, dass Leistungen nicht erschlichen werden dürfen, dass die Voraussetzungen für den Leistungsbezug überprüft werden und dass dies in einem fairen Verfahren geschieht – im Rahmen guter sozialer Arbeit etwa durch Kontrakte in der Hilfeplanung, die kleinschrittige Erarbeitung von Willen und Zielen der Betroffenen sowie präzise Vereinbarungen, die in einer Atmosphäre „auf Augenhöhe“ geschlossen werden. Grundlage sind aber immer die Interessen der Menschen, und diese herauszuarbeiten und genau darauf die sozialstaatlichen Leistungen abzustimmen (wenn es denn rechtlich zulässig ist), ist der Kern sozialarbeiterischer Tätigkeit.



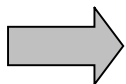
2. Beteiligung

Angesichts eines durchaus dominanten Traditionsstrangs der Jugendhilfe ist die Verführung groß, auf dem Hintergrund bürgerlicher Normalitätsvorstellungen über gelungenes Zusammenleben in schnuckeligen Wohnquartieren solche Lebenswelten gutwillig okkupieren zu wollen, in denen es anders zugeht als bei Professoren, Sozialarbeitern, Architekten und Studienräten. Dies zeigt sich etwa am Gebrauch des Begriffes „Beteiligung“. In bester Absicht sollen Menschen beteiligt „werden“ – nicht nur sprachlich ist klar, wer hier Objekt und wer Subjekt ist. Die konsensförmig vorgetragenen Formeln von Beteiligung, Aktivierung oder sozialem Kapital in funktionierenden Netzwerken verschleiern, dass Aktivität und Beteiligung grundsätzlich mehrere Seiten haben. Wer Telefonzellen zerschlägt, ist hochgradig aktiv; wer zum eigenen Vergnügen und zum Ärger anderer Leute Autoreifen zersticht, beteiligt sich auf durchaus unterhaltsame Weise am öffentlichen Leben; und zu außerordentlich gut funktionierenden Netzwerken zählen ohne Zweifel auch die Mafia, die Terroristentruppe um Bin Laden, zahlreiche Drogenhändlerringe sowie lokale Gangs. Somit geht es also vermutlich nicht um beliebige Formen von Beteiligung, sondern um ganz spezifische, gewünschte Partizipationsweisen (s. dazu Lüttringhaus 2000). Doch geordnete Bürgerversammlungen oder runde Tische, methodisch sauber moderiert, etwa mit Kärtchen und Flip-Chart, grenzen genau diejenigen Bevölkerungsgruppen aus,

die sich eher ungeordnet, lautstark und anarchisch äußern und bei denen der Unterschied zwischen guter Laune und Randalen nicht immer so genau zu erkennen ist. Zahlreiche Beteiligungsverfahren sprechen in ihrem „heimlichen Lehrplan“ gezielt die privilegierte Mittelschicht an; den Benachteiligten stehen die Foren selbstverständlich offen, und man wünscht sich sogar, dass sie kommen. Doch wenn sie einmal da sind, entziehen sie sich jeder geordneten Moderation und sind partout nicht bereit, ihre Bedürfnisse auf Kärtchen zu schreiben – ein Horror für Moderationskoffer-Technokraten und Planungsmonster. Bestimmte Formen der didaktischen Feinplanung, die Einteilung in verschiedene Phasen und Schritte, die Kommunikations- und Moderationsregeln, das scheinbar gerichtete und geradlinige Vorgehen: all das hat mit dem wirklichen Leben fast nichts zu tun. Eher handelt es sich um politische Bildung für das beflissene Bildungsbürgertum. Wer auch nur einige Zeit mit benachteiligten Bevölkerungsgruppen gearbeitet hat, wird wissen, dass dort ganz andere Formen des Umgangs herrschen, und zwar solche, die man eben nicht systematisch trainieren oder in das Korsett einer didaktischen Planung zwängen kann. Häufig degeneriert Bürgerbeteiligung zu einer bürgerlichen Verformung eines im Kern basisdemokratischen, gemeinwesenarbeitsorientierten Ansatzes, der der etablierten Sozialarbeit immer schon ein wenig suspekt war und der derzeit angesichts der Hilflosigkeit der bürokratischen Apparate zumindest verbal ein glänzendes Comeback feiert.

Ähnliches gilt für die Handhabung des KJHG, insbesondere im Bereich des § 36. Betroffene als handelnde Subjekte sind der Jugendhilfe im Grunde immer noch suspekt. Unstrittig ist mittlerweile, dass die Beteiligung der Betroffenen beim Hilfeplangespräch noch erheblich verbesserbar ist. Dafür gibt es zahlreiche Gründe, u.a. die Tatsache, dass der Beteiligungsbegriff in der deutschen Diskussion auf unangenehme Art und Weise „erzieherisch“ okkupiert wurde. Interessant ist ja, dass da „jemand beteiligt wird“, ihm geschieht also etwas, es wird etwas mit ihm gemacht. Beteiligung wird „gewährt“, der Beteiligte wird erst in einem passiven Akt zu einem solchen. Dies illustriert, wie sehr in der Diskussion um die Betroffenenbeteiligung der Wille der Menschen ausgeklammert wird. Denn letztlich sind die Betroffenen ja immer beteiligt, auch wenn ihnen keine Beteiligung gewährt wird. Sie beteiligen sich z.B. durch Passivität, durch Widerstand, durch Tricks, durch Kooperation oder durch gelangweiltes Herumlümmeln. Zahlreiche Fallgeschichten, die aus der Sicht der AutorInnen insbesondere schiefgegangene Jugendhilfe-Karrieren illustrieren sollen, zeugen von der Nachhaltigkeit der Beteiligung der Betroffenen. Sie boykottieren die Kooperation, wenn ihr Wille nicht geachtet wird; sie entziehen sich der vermeintlich helfenden Beziehung, wenn ihre originären Bedürfnisse keinen Raum einnehmen; sie zeigen es den professionellen Fachkräften, wenn ihre Interessen mißachtet werden. Somit geht es nicht darum, die Menschen irgendwie zu beteiligen, sondern darum,

dass ihr Wille wirkungsvoll Eingang findet bei dem Prozeß, an dem sie ohnehin beteiligt sind. Die Jugendhilfe tut sich mit dem Wort „Willen“ enorm schwer. Man spricht von Wünschen, von Bedürfnissen oder Perspektiven der Betroffenen – aber ganz selten von dem Willen oder den Interessen der Menschen. In der GWA-Tradition indes waren genau diese Begriffe – mit allen damit verbundenen Unwägbarkeiten – handlungsleitend. Denn der Wille der Menschen ist unberechenbar, er ist nicht pädagogisch zuzurichten, er ist nicht erzieherisch verformbar, er ist potentiell subversiv und so ziemlich allen Prozessvorgaben abträglich. Mittlerweile will man zwar programmatisch die Betroffenen beteiligen, aber selbst dieser Akt ist letztlich eine Subjekt-Objekt-Aktion, bei der die Fachkräfte die Gewährnden und die Betroffenen die Empfangenden sind. Das klassische Erzieher-Zögling-Verhältnis wird somit allenfalls durch einen modernistischen Begriff verschleiert, jedoch nicht substantiell infrage gestellt, geschweige denn verändert. Dass es auch anders geht, zeigen aktuelle Projekte insbesondere im Kontext sozial-räumlicher Jugendhilfe (s. dazu Hinte/Litges/Groppe 2003; Früchtel/Budde 2003).



3. Lernen

In der Gemeinwesenarbeit haben wir uns – auch mit Rückgriff auf antipädagogische Theorien (etwa v. Braunmühl 1975; Hinte 1990) – vom Erziehungsbegriff konsequent

verabschiedet und als zentrale Kategorie – durchaus in Übereinstimmung etwa mit Pädagogen wie Hermann Giesecke (1985) – den Lernbegriff benutzt. „So geht es bei politischer Gemeinwesenarbeit auch wesentlich um Lernprozesse.“ (Oelschlägel 1974, S. 181). Vereinfacht gesagt: Es geht uns nicht darum, Menschen zu erziehen, sondern sie in ihren ohnehin ständig statt findenden Lernprozessen durch Bereitstellung materieller und kommunikativer Ressourcen zu begleiten. Menschen lernen immer etwas, sie entwickeln sich ständig – indes gelegentlich auf recht eigenwillige Art (eben: mit einem eigenen Willen) und häufig auf andere Art, als wohlmeinende bürgerliche PädagogInnen sich das wünschen. In der GWA geht es darum, immer wieder neue Arrangements zu finden, in denen Menschen mit ihrer bisherigen Lernerfahrung in Entwicklungsprozessen daran arbeiten, ihre Lebensbedingungen so zu verändern, wie es ihnen zusagt. Wir maßen uns nicht an, darüber zu urteilen, was eine „gute“ Entwicklung ist oder welche Lernprozesse „konstruktiv“ sind. Aber wir fragen die Menschen, wie sie mit dem, was sie gelernt haben, klar kommen und wie sich künftig entwickeln möchten. Diese Herangehensweise ist der klassischen Sozialpädagogik durchaus geläufig, aber im Grunde wohl doch noch suspekt. Und gelegentlich verrät sich einer. So behauptet Michael Winkler (mit Bezug auf die Jugendhilfe in stationären Wohnformen), es ginge darum, „Kindern und Jugendlichen einen anderen Ort, einen Lebensort zur Verfügung zu stellen, an welchem Entwicklungs- und Lernpro-

zesse überhaupt erst möglich werden“ (1999, S. 309). Damit drückt er unverblümt aus, dass sich besagte Kinder und Jugendliche an den bisherigen Sozialisationsorten weder entwickelt noch etwas gelernt haben – Willi Kloos wäre von Michael Winkler vermutlich „an einem anderen Ort“ untergebracht worden.

Möglicherweise meint der Autor noch etwas anderes, das auszudrücken ihm vielleicht die sprachlichen Möglichkeiten fehlen: Er glaubt nämlich, dass bestimmte Entwicklungs- und Lernprozesse besser, höherwertiger oder sinnvoller seien als andere. Über diese Position könnte man trefflich streiten, doch diese Diskussion wird kurzerhand vermieden, indem frechweg unterstellt wird, dass es Milieus gibt, in denen Menschen sich eben nicht entwickeln bzw. rein gar nichts lernen. Doch natürlich entwickeln sich Menschen, auch unter äußerst widrigen und einschränkenden Bedingungen; natürlich lernen Menschen immer, auch etwa in Lebenszusammenhängen, die von Gewalt, Armut und Vernachlässigung geprägt sind. Dort lernen sie etwa z.B. unter widrigsten Bedingungen zu überleben, sich durchzuschlagen oder zuzuschlagen, sich zu wehren oder zu betrügen: für manche Lebenssituationen recht wertvolle Kompetenzen, über die z.B. der klassische Akademiker nicht verfügt. Nun kann man im Hinblick auf den Gebrauchswert dieser Fähigkeiten für eine gelungene gesellschaftliche Integration geteilter Meinung sein, doch dann müsste man konsequenterweise auch etwa einem Hochschulprofessor, der betrügt, andere austrickst, sich unver-

ständig ausdrückt oder einen eher autistischen Schreibstil pflegt, nahe zu legen, ihm solle ein „Lebensort zur Verfügung“ gestellt werden, „an welchem Entwicklungs- und Lernprozesse überhaupt erst möglich werden“?

An derlei Beispielen lässt sich anschaulich verdeutlichen, wie sich bis heute großbürgerliche Einstellungen über den Erziehungsprozess in zunächst unverdächtigem Vokabular fortpflanzen.

„Gemeinwesenarbeit (GWA) ist eine sozial-räumliche Strategie, die sich ganzheitlich auf den Stadtteil und nicht pädagogisch auf einzelne Individuen richtet.“ (Oelschlägel 2001b, S. 192). Insbesondere die kommunale Jugendhilfe als wesentlicher gesetzlich verankerter Bereich für die Praxis sozialer Arbeit ist sowohl im Rahmen klassischer Einzelfallarbeit, aber auch etwa in den Bereichen Jugendförderung, Streetwork, Kita-Arbeit geradezu angewiesen auf konstruktiv funktionierende Segmente eines Wohnquartiers, die wirkungsvolle Beiträge zu einer sozialraumbezogenen, nicht nur auf „Fälle“ fixierten Jugendhilfe leisten könnten. Ressourcen im Quartier zu erkunden ist zentrales Merkmal der sog. fallunspezifischen Arbeit: Tätigkeiten, die eine Fachkraft zu einem Zeitpunkt erledigt, da sie noch nicht weiß, für welchen später auftretenden „Fall“ sie die in diesem Segment erworbenen Kenntnisse oder aufgebauten Ressourcen benötigen wird (s. dazu Hinte 1999). Dazu zählen etwa Kontakte zu Vereinen, Pfarrgemeinden, Ehrenamtlichen, zur lokalen Wirtschaft, zu ver-

schiedenen Milieus im Quartier, aber auch die Mitarbeit bei Öffentlichkeitsaktionen, Straßenfesten, quartierbezogenen Aktivierungsprozessen oder beim Aufbau von bewohnergetragenen Aktivitätsstrukturen. Diese und andere Formen aufsuchender Arbeit im Wohnquartier sind Kerngeschäft der GWA, und davon kann sozialräumliche Jugendhilfe konzeptionell und praktisch profitieren.

Dass GWA sich in diesem Kontext, aber auch etwa im Programm „Soziale Stadt“, nicht angemessen wiederfindet, hat auch mit ihrem System und ihrer Tradition zu tun. Es gibt keine systematisch geordnete und organisierte fachliche „Schule“, in der die zahlreichen Praxiserfahrungen und Theoriediskussionen der 70er bis 90er Jahre bezogen auf Gemeinwesenarbeit, stadtteilbezogene soziale Arbeit, sozialraumorientierte Ansätze usw. gebündelt sind. Wir haben in Deutschland bis heute keine quantitativ und qualitativ ins Gewicht fallende Gruppe gut ausgebildeter GemeinwesenarbeiterInnen, es gibt bis heute (abgesehen vom ISSAB in Essen) keine langjährig bestehende Ausbildungsinstanz für Gemeinwesenarbeit im Hochschulbereich, wir verfügen nicht über gewachsene und einflussreiche berufsständische Organisationen, und die ohnehin wenigen überregionalen Zusammenschlüsse sind irgendwo angesiedelt zwischen Sektierertum, engagierter Verwirrung und strategischer Bedeutungslosigkeit.

Ich kenne kein Konzept der sozialen Arbeit, in dem – programmatisch und auch in der

Praxis – die handelnden Subjekte so konsequent als autonome Gestalter ihrer Lebenswelt begriffen werden wie in der GWA. Entleert wird ein solches Konzept auch deshalb, weil der Umgang mit Eigenart und Eigenwilligkeit der Betroffenen in benachteiligten Milieus den bürgerlichen Subjekten oft fremd und bedrohlich ist; weil manche Leistungsgesetze einen Kontakt „auf Augenhöhe“ erschweren und institutionalisierte Macht verteilen und weil scheinfachliche Überlegenheit, pädagogische Besserwisserei oder auch durchaus gut gemeinte Sorge um die Lebenschancen von Menschen in prekären Lebensbedingungen die Betroffenen konzeptionell (vielleicht mit bester Absicht) entmündigen. Diese Mechanismen gehen häufig in einer sozialpädagogischen Rhetorik unter, die sich zentraler Termini (nicht nur aus) der GWA bedient. Deshalb gilt es wach zu bleiben und konkret hinzuschauen, welche Praxis sich hinter Begriffen verbirgt und evtl. Unschärfen rechtzeitig zu benennen. Die zu Beginn des Beitrags erzählte Geschichte aus den 70er Jahren könnte sich auch heute noch (mit einigen anderen Vorzeichen) in ähnlicher Weise abspielen. Unklar ist indes zum einen, ob Fachkräfte aus der GWA heute immer noch über eine entsprechende Verankerung in den Wohnquartieren verfügen, und zum anderen, ob nicht heute das Jugendamt zumindest sprachlich-konzeptionell die GWA vereinnahmt oder überholt hätte, so dass Willi Kloos zwar zu einem Fall für sozialraumorientierte Hilfen zur Erziehung und dennoch „an einem anderen Ort“ landen würde.

Literatur:

- Alisch, M., (Hrsg.), Stadtteilmanagement. Voraussetzungen und Chancen für die soziale Stadt, Opladen 2001².
- Braunmühl, E. v., Antipädagogik. Studien zur Abschaffung der Erziehung, Weinheim/Basel 1975
- Früchtel, F./Budde, W., Familienkonferenzen oder: Ein radikales Verständnis von Betroffenenbeteiligung, in: Sozialmagazin, 3/2003.
- Giesecke, H., Das Ende der Erziehung, Stuttgart 1985.
- Herriger, N., Empowerment in der sozialen Arbeit, Stuttgart 1997.
- Hinte, W., Non-direktive Pädagogik: eine Einführung in Grundlagen und Praxis des selbstbestimmten Lernens, Opladen 1990².
- Hinte, W., Fallarbeit und Lebensweltgestaltung, in: ISA (Hrsg.), Soziale Indikatoren und Sozialraumbudgets, Münster 1999.
- Hinte, W./Karas, F., Studienbuch Gruppen- und Gemeinwesenarbeit, Neuwied/Kriftel 1989.
- Hinte, W./Lüttringhaus, M./Oelschlägel, D., Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit, Münster 2001.
- Hinte, W./Litges, G./Groppe, J., Sozialräumliche Finanzierungsmodelle. Qualifizierte Jugendhilfe auch in Zeiten knapper Kassen, Berlin 2003.
- Lüttringhaus, M., Stadtentwicklung und Partizipation, Bonn 2000.
- Müller, C. W., Gemeinwesenarbeit als Auflaufmodell und Alternative, in: Sozialmagazin 4/2000.
- Münder, J., Sozialraumorientierung und das Kinder- und Jugendhilferecht, in: Sozialpäd. Institut im SOS-Kinderdorf (Hrsg.), Sozialraumorientierung auf dem Prüfstand, München 2001.
- Oelschlägel, D., Zur Strategie von Gemeinwesenarbeit – eine Entgegnung auf Ursula Adams, in: Victor Gollancz-Stiftung (Hrsg.), Reader zur Theorie und Strategie von Gemeinwesenarbeit, Frankf. a.M. 1974.
- Oelschlägel, D., Aktuelle Entwicklungen in der Gemeinwesenarbeit mit besonderer Berücksichtigung der neuen Bundesländer, in: Hinte/Lüttringhaus/Oelschlägel 2001 (2001a).
- Oelschlägel, D., Zur Aktivierung bürgerschaftlichem Engagements, in: Hinte/Lüttringhaus/Oelschlägel 2001 (2001b).
- Trube, A., Paradigmenwechsel im Sozialstaat?, in: UTOPIE kreativ 141+142/2002.
- Winkler, M., „Ortshandeln“ – die Pädagogik der Heimerziehung, in: Colla, H. u.a., Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa, Neuwied/Kriftel 1999.